

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 72 (1978)
Heft: 1

Artikel: Unser Religiöser Sozialismus zwischen Kirche und Partei : Meditation auf der Tagung in Bergisch-Gladbach am 6. Oktober 1977
Autor: Harder, Joh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unser Religiöser Sozialismus zwischen Kirche und Partei

Meditation auf der Tagung in Bergisch-Gladbach am 6. Oktober 1977.

1.

Vor 25 Jahren beim Detmolder Gespräch zwischen Christen und Sozialisten (markiert durch Martin Niemöller und Kurt Schumacher) zu einem Wort der Besinnung aufgefordert, nahm ich es biblisch und versuchte dem Propheten Sacharja (13, 5) nachzudenken: «Ich bin kein Prophet, sondern ein Ackerknecht; denn mich hat jemand seit meiner Jugend gekauft». Da die Bibel unterschiedslos **alle** Menschen anredet, galt die Meditation den einen wie den anderen, da beide — so meinte ich im Rückblick auf unsere jüngste Vergangenheit — ob auch in verschiedener Weise ihren prophetischen Auftrag vergessen oder verraten hätten; jetzt, nach dem Zusammenbruch, sollten sie sich die Demaskierung gefallen lassen. «Offenbarung» hat auch mit der Politik zu tun.

Es besteht heute erst recht kein Grund, die Lage der Kirche wie der Gesellschaft und ihrer Vertreter, der Parteien, anders als kritisch und das heißt: selbstkritisch zu sehen in einer Situation, die umso bedrohlicher ist, als sie von keinem Part ernsthaft genug wahrgenommen wird.

Nun, was sonst als dieser Notstand führt uns hier zusammen!

2.

Beginnen wir mit unseren **Kirchen** oder mit unserer Christlichkeit, so ist das nicht mehr als recht und billig, da alle Krisis «am Haus des Herrn» (1. Petr. 4, 17) ihren Anfang nimmt. Es geht um unsere «falsche Prophetie», die mehr ist und bedeutet als ein Verfehlen des Wortes; sie zeigt sich nach der Verdrängung unserer Vergangenheit in Gleichgültigkeit und Zwiespältigkeit mitten im Notstand der Welt. Es ist nicht wenig, was wir Christen der jeweiligen Gesellschaft «vor-gesagt» haben, indem wir die uns anvertraute Wahrheit verkannten und damit die Wirklichkeit verrieten. Verrat heißt — so das Wörterbuch — falsch raten oder mittelbar etwas für ein Verderben tun. «Sünde» (Absonderung) ist der Widerspruch zwischen Wort und Tat (Eugen Rosenstock-Hussy).

Wir sind in allen Bekenntnissen reich an Bußformularen und bitterarm an praktischer, weltverändernder Reue; was wir **faktisch**, verdorben haben, möchten wir gern lieber **theoretisch** oder verbal aus der Welt schaffen. Solche Selbstrechtfertigung aber ist die Hochform der Gottlosigkeit, die seit jeher die arge Welt verdrossen hat; am schlimmsten ist sie in christlichem Gewand. In der Kirchengeschichte hat sie sich oft genug in der nachkonstantinischen Aera als «Symphonia» von

Kirche und Staat gezeigt, wo die Kirche die Cäsaren und die Cäsaren die Kirche absolvierten. Die Geschichte dieser Karikatur einer Theokratie ist nicht nur eine Heiligengalerie, sondern auch eine schlimme Chronik permanenter «Sündenfälle» und unserer «Erbsünde»: der Versuchung des Menschen und der Verführung der Menschheit zu Lüge und Verrat. Die berufenen Kreuzträger und Lastenschlepper der Erde haben sich mit gestohlener Würde ihrer Bürde entledigt und das Kreuz der Welt aufgeladen, um sie dann auch noch zu diffamieren! Der Urlaut der christlichen Botschaft sprengt alle unsere gefaßten Dogmen, die «Verfassung des Glaubens», wie unsere organisatorischen Sicherungen, weil ihr — *horribile dictu* — ein Zug von Anarchie innewohnt. «Die Welt vergehe — es komme dein Reich!» ist eines der frühesten Gebete. Solche Leute sind nicht auf die Herren der Welt fixiert, da sie in der Erwartung einer **Wiederherstellung**, einer **Neuschöpfung** dieser Welt leben: der Gekommene kommt, er ist bereits unterwegs! Das läßt sie die Cäsaren und Zaren aller Zeiten mit ihrem Machwerk und Machtglauben als geduldete transitorische Uebel ertragen; diese Gewalthaber sind ohne Zukunft. Christen widersprechen jeder zwangsweisen Verchristlichung», die nur zur «Entchristlichung» führen kann. Die Folgen der Staatskirche: das Volks-, Landes-, Massen- und Klassenchristentum ist wohl von Zeit zu Zeit beweint worden, doch meist ohne den Mut, den die *metanoia*, die totale Umkehr nicht nur fordert, sondern auch gibt: schon **jetzt** sich auf die Souveränität des begonnenen **Gottesreiches** einzulassen und an ihm alle Reiche zu messen. Diese Predigt wendet sich darum nicht nur an die einzelnen Herzen, vielmehr auch an die Herren der Welt, anstatt sie auch noch in den hymnologischen Teil der Liturgie aufzunehmen.

Das hat sich nicht zuletzt in unserer «protestantischen» Kirchlichkeit — wogegen protestiert sie eigentlich? — nicht selten beispielhaft gezeigt. Kaum mit einer Reformation begonnen, fiel sie auch schon in eine kümmerliche Reform zurück, und erst recht war sie nicht bereit, eine Revolution auch nur zu dulden. Thomas Müntzer und die Bauern (1525) sind immer noch unsere «unbewältigte Vergangenheit», die Reformation ist, da sie ihr Ziel nicht erreicht hat, mißlungen (Wolfhart Pannenberg). Wie anders wäre unsere Geschichte verlaufen, wenn die Altäre und Throne nicht nur ins Wanken geraten, sondern zum Umsturz gekommen wären. «Auch Revolutionen sind ein Wort Gottes» (Christoph Blumhardt). Der bescheidene Wandel erbrachte keine Wandlung der Dinge, die der Reaktion und dem Traditionalismus verfielen. Aus der einstigen «Kirche der Armen» ging eine Kirche der Reichen hervor; der prachtstrotzende Tempel wurde zum Tummelplatz der religiös Bedürftigen und bürgerlichen Frommen, die sich den Luxus eines sakralen Bereichs leisten konnten. Zu aller Habe kam auch noch

das Christliche hinzu. Damit aber wurde Bild für Bild in den neu-testamentlichen Gleichnissen retouchiert oder zerstört und Widerspruch gegen alle frommen Sprüche. Das **Saatkorn** des Reiches auf dem Acker der Welt, die «kostbare **Perle**» auf fremdem Boden, die **Königshochzeit** des Menschensohnes mit den Erniedrigten und Beleidigten, der **Weinberg** des Herrn in Makler- und Pächterhänden, keines dieser Gleichnisse konnte unserer Wirklichkeit «gleichen» und wurde für eine Motivierung der Erbauung mißbraucht und auf persönliche und kirchliche Verinnerlichung beschränkt. Alte und neue Kritiker und Spötter, die erkannten, wie sehr wir uns in religiösen Individualismus und Mystik verkrochen haben, zerbrachen an einer Wahrheit, die keine Wirklichkeit werden konnte und sollte. Der Konservatismus mitsamt seiner verchristlichten Ideologie konservierte beides: die Macht der Herrschaftselite wie die Misere der Beherrschten, so daß der Christ und Sozialist Blumhardt sagen konnte: das «Christentum» sei das schlimmste auf der Welt; es würde bald die Zeit kommen, in der keiner mehr dazugehören wollte, sondern nur noch zu Christus selbst.

Was die biblischen **Realisten** aller Observanzen in der Kirchengeschichte angeht, die Gemeinschaft als Lebenskommunion verstanden und damit beide, Gemeinde und Gesellschaft, zusammenbrachten, so haben die Machtgläubigen sich ihrer durch Verdammung und Martyrisierung entledigt. Eine christliche Kommune wie die **Hutterischen Brüder**, die durch ein halbes Jahrtausend eine strikte Sozialität durchgehalten haben, wurde über den Globus gejagt, bis sie endlich in Nordamerika Gastrecht fand. Kein anderes Geschick widerfuhr den russischen **Duchobórzen** (= Geistesstreiter), die sich als Modell christlichen Glaubens und sozialistischen Lebens seit bald zwei Jahrhunderten bewährt haben — auch sie Flüchtlinge vor der Pravoslavischen Staatskirche. Sie und andere, die Glaube und praktischen Gehorsam nicht voneinander trennen konnten, stehen in unseren Kirchengeschichten — wenn überhaupt — unter dem Strich auf zwei Zeilen im Nonpareille-Druck. Sie zeigen, daß und wie Christen als Sozialisten und Sozialisten als Christen zu leben vermögen, aber auch: daß es keine «Sekte» ohne Wahrheit und keine «rechte Lehre» ohne Ketzerei gibt. Wo die Kirche ein Zerrspiegel der Wahrheit ist, kann auch die Gesellschaft nur Karikatur einer menschengerechten Wirklichkeit sein.

Die «Abwegigen», vom gemeinsamen Weg Verwiesenen, hätten als Salz der Kirche und als Licht der Welt entscheidend dazu beitragen können, das Almosen- und Wohltätigkeitszeitalter zu überspringen, um wieder zum Thema des Evangeliums zu kommen. Bloße Ambulanz auf dem Kampfplatz der Gesellschaft ist ein Zeichen der Ohnmacht — es gilt, die Gewaltszenen abzuschaffen.

Wir haben die Ketten der Sklaven nicht lediglich zu lockern — sie sind

zum Zerreißen da! Es ist nicht nur Anekdote, daß die vermeintlich unpolitische Predigt über den Korinthertext (I. 3, 23) bei uns durch zwei Wendungen gekennzeichnet ist: «Alles ist euer» — das gilt den Habenden; «ihr aber seid Christi» — das ist der Trost der Habenichtse.

Als «innerkirchliche Sekte» und einflußarme Gruppe toleriert, gerieten wir als Religiös-Soziale in der Weimarer Republik zwischen alle Fronten, wobei uns gelegentlich auch mal eine Zwecksympathie gegönnt wurde. Das war umso seltsamer, als auf dem Acker der Kirche jede Theologie und alle erdenkliche Narrheit ihr Spezialgewächs züchten konnte, wenn nur der geheiligte Grundsatz gesellschaftspolitischer «Neutralität» — das war die Unantastbarkeit von Thron und Altar — oder die noch mehr geschätzte politische Abstinenz das war die biblifizierte Ehrfurcht vor dem Bestehenden — gewahrt blieb. Dann aber war erlaubt, was gefiel. Wer nicht «rechten» Theoremen im dogmatischen und formalistisch-ethischen Bereich anhing — das Wörterbuch ging von A bis Z, von Abraham bis Zinsrechnung —, sich dagegen als Fürsprecher der getauften und offiziell durch die Konfirmation vereinnahmten kirchenfremden Massen verstand, gehörte in den Ketzerkatalog — wer mochte, tröstete sich damit, daß Schwärmer immer noch besser als Spießer sei.

3.

Unser Spannungsverhältnis zur Partei war geringer, auch wenn wir nicht zu ihren Lieblingen gehörten. Von vielen Frontbildungen aus etwa zwei Dutzend Parteien gelegentlich attackiert und meist in der Defensive, ließ die SPD sich unseren «religiösen» Handlangerdienst gefallen, vielleicht haben auch nicht wenige Erfolge auf sozialpolitischem Feld unseren Zusammenhalt begünstigt. Aber unser wechselseitiges Verhältnis hatte etwas Halbherziges an und in sich. Was wunder, nachdem der Sozialdemokratie 1918 das Geschenk der Republik — also eine unrevolutionäre Gabe in den Schoß gefallen und diese vermeintliche Revolution von ihr nur zögernd angenommen worden war, hatten Erneuerer in ihr nur einen schwachen Stand. Wir waren über Nacht eine regierende Arbeiterpartei geworden, ohne einen wirklichen Willen zum Sozialismus: maßlos gemäßigt, ungeübt für das Staatssteuer, zaudernd, nur zu oft auf jeweilige Koalitionspartner schielend und — vor allem — belastet mit der jüngsten Vergangenheit: unserer Zustimmung zur Aufrüstung und zum Krieg (1914). Wer seiner Sache den Rücken zukehrt, muß dann von Rücksichtsnahmen leben. Es fehlte der Schwung — wie sollte da ein Umschwung kommen!

Die eigentlichen, dynamischen sozialistischen Elemente aber hatten wir ins Abseits geschickt. Ich meine immer noch, daß die bei der Parteiführung verketzten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg im

Sturm jener Jahre den notwendigen Wind für die Segel der jungen Republik gebracht hätten — wir überließen sie als Freiwild der Reaktion. Die einstige «Orthodoxie» der Partei wich einer politischen «Vermittlungstheologie», bei der Anpassung zur Weisheit wurde. Das Bild war bereits bei Georg Büchner vorgezeichnet: der Arbeiter hat dem Bürger das Hemd ausgezogen und sich dabei an seinem Ausatz angesteckt.

Und was war da vorher bei uns gegangen! Von der «Gesellschaft für Menschenrechte» (1834), der Gründung des «Allgemeinen deutschen Arbeitervereins» (1863) bis zum Stuttgarter Kongreß der II. Internationale (1907) — mit mutigen Resolutionen, einschließlich aller Opposition gegen Gewalt und Krieg. Da zweifle einer noch daran, daß wir «Abraham zum Vater» hatten! Und dennoch, trotz unseres bösen Gewissens — nur reaktionäre Verleumder konnten bestreiten, daß ungeachtet aller inneren und äußeren Hemmnisse damals der deutsche Karren von den Sozialdemokraten aus dem Dreck gezogen wurde, soviel dabei auch nicht mehr zu retten war.

Regieren hieß auch damals koalieren; schwächten solche äußeren Verbindlichkeiten, so wurde auch der Zuwachs an Wählerstimmen und Mitgliedern zum Problem; er erforderte mehr Institutionalisierung und Bürokratisierung und ließ die Partei mit dem «rechten» Fuß in die Schlingen des kapitalistischen Industrialismus geraten. Von der einstigen Bewegung war bald nur noch Beweglichkeit übriggeblieben. Unsere Wähler rekrutierten sich zu schnell hauptsächlich aus dem Kleinbürgertum, das Lenin schon früh als den «Fuchs im Weinberg» erkannt hatte (es stellte 1933 ein nicht geringes Kontingent für den Faschismus.) Mit einem Wort: die Partei erlag dem bourgeois Zweckmäßigkeitsdenken und einer entsprechenden Wirtschaftsgesinnung. Mit der Ideologie ging dann auch jede Idee über Bord. Materie aber nährt nicht nur, sie dystrophiert auch. Das alles und noch mehr können wir heute, wenn nicht auf, dann zwischen den Zeilen in der Geschichte der SPD nachlesen (vgl. Osterroth/Schuster: «Chronik der deutschen Sozialdemokratie», Hannover 1963). Wir vergessen, daß der Aphorismus Heinrich Heines auch eine soziale Perspektive hat: «Besser ein unzufriedener Mensch als ein selbstzufriedenes Schwein». Die erwähnte Apparatisierung der Partei verlief auch auf Kosten der Parteidemokratie und zugunsten der Berufspolitiker — so haben wir das sterile Bürgertum beerbt. Im Gegensatz zum Osten konnten wir nur als «Menschewiki» überleben; das war unser Glück und zugleich Unglück. Auf alle Fälle hatten wir niemals Grund, etwa Bismarcks Lob im Reichstag (1884) zu unserem Stolz werden zu lassen: ohne die Sozialdemokraten seien alle Sozialreformen schlechthin undenkbar. Und so wenig uns als Christen und Sozialisten Hermann Kutters gutes Wort trösten dürfte:

der Sozialismus sei der Staub, den das Evangelium auf dem Weg über die Welt aufgewirbelt hätte; der niedergegangene Staub überdeckte schließlich nicht wenig, innen wie außen, und entstellte unser Gesicht. Ausgezogen, die Bourgeoisie zu überwinden, sind wir verbürgerlicht oder — noch mehr — kleinbürgerlich genug geworden.

4.

In solcher Situation, im Kreuz einer gemächlichen und entwicklungsgehemmten Christlichkeit und einer akkomodierten Partei, hieß «Religiöser Sozialismus»: Angriff und Abwehr an zwei Fronten. Dem von Blumhardt und von Ragaz gemeinten Zeugnis fehlte es noch weit hin an Interpretationen und somit an Eindeutigkeit und Klarheit in der Konzeption; unsere Wortführer, meist Pfarrer, kamen fast durchwegs aus der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts. Wer hatte es denn gelernt, sein Leben mit dem der Arbeiterschaft zu verbinden! Was wir politisch zu sagen hatten, kannten sie wohl schon vor uns. Wer verstand es, dem Theologismus und seinem Jargon zu entkommen, um dem Proletarier wenigstens sprachlich näherzukommen? Und wer verfügte über die Kunst, unseren «Griechen ein Grieche» und unseren «Juden ein Jud» zu sein! Dem Arbeiter waren wir unnütz fromm, der Kirche zu «links»; sie hielt uns für bedenklich «sozialistisch». Und wir hatten keine «Patristik» und keine Tradition und überhaupt mehr guten Willen als faktisches Vermögen, mehr Kopplastikeit als Handhabung und brachten mehr Erkenntnisse als Erfahrungen mit.

Die um Heimann, Mennicke, Tillich entwickelten achtbare Theoreme und kluge Darstellungen und bildeten damit lediglich unsere Intelligenzler. Die bei Eckert, Kappes und Emil Fuchs — um wenigstens ein paar Namen zu nennen — waren redlich um Anwendung und gemeinschaftliche Konkretisierung bemüht — der Wirkungsgrad war letztlich gering. Schließlich war die Arbeiterbewegung im Zorn aus der Kirche ausgezogen und aus der bürgerlichen Gesellschaft hinaus geworfen worden; den Kampf um ihre Existenz hatte sie mit Hilfe einer Ideologie in die eigenen Hände genommen.

Aber da war noch etwas anderes, das unseren Auftrag komplizierte und so wenig erfolgreich werden ließ. Die Frage nach der Emanzipation des Menschen hat eine bei uns fast vergessene Dimension, die den Rahmen einer nur ökonomisch-soziologischen Deutung sprengt. Ein «realer Humanismus», den wir Christen nur zu gern als «Humanität» interpretieren, greift tiefer, radikaler nach dem Menschen als jede Ideologie. Im soziologischen System ist er am Ende nur ein «Rollen-träger» und damit zu einem «Menschen als» erniedrigt (als Vater, als Kollege, als Beamter, als ... als ...); wo bleibt der Mensch als Mensch? Die sozialistischen Erfahrungen haben erwiesen, daß er als homo sociologicus nicht erfaßbar ist (Rolf Dahrendorf); er ist anders und mehr

als in seinen Worten ausdrückbar und in seinen Handlungen erkennbar wird. Am wenigsten aber kann er Selbstzweck sein.

Daß das übersehen oder auch vergessen worden ist, ist verständlich: die Arbeiterbewegung hat ein ganzes Jahrhundert um das nackte Überleben kämpfen müssen, und dabei konnte die anthropologische Bestimmung des Menschen in den Hintergrund geraten. Zu unserem Unglück erfuhren Marx' «Frühschriften» eine bedauerlich späte Entdeckung; in ihnen aber spricht der junge Revolutionär zum Thema Mensch so deutlich wie sonst kaum: daß es um die Aufhebung des «Interesses» zwischen Mensch und Mensch gehe, um das «Diesseits der Wahrheit», wo der Mensch «das höchste Wesen des Menschen» ist. («Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie»). Ich sehe der vulgärmarxistischen Auffassung zum Trotz hier gewisse «religiöse» Motive, eine in der Diskussion zu wenig genutzte Hypothek: Marx hat fraglos den Dekalog wie das AT gekannt, wie auch Engels die Bergpredigt und das NT seit seiner pietistischen Frühzeit niemals ganz vergessen hat. In ihrer Theorie der «Selbstentfremdung», die wir als Christen einfacher als Absonderung («Sünde») begreifen, steckt ein «Materialismus», der von ihnen später immer undogmatischer und variabler definiert worden ist. Im übrigen war Marx kein Freund von «ismen»: «Moi, je ne suis pas marxiste».

Behauptet man zu viel, wenn man angesichts der überdeckten Vorfrage zur Gesellschaftspolitik, auf der Suche nach dem Wesen, nach dem eigentlichen Menschen, eine Verwandtschaft in der Herkunft bei Christen und Marxisten annimmt? Die zwei Söhne im Weinberggleichnis (Mt. 21), von denen der eine den Auftrag des Vaters annimmt, ohne ihn zu erfüllen, der andere sich verweigert, um ihm dann nachzukommen, könnten prototypisch für Christentum und Sozialismus und ihre Geschichte sein. Daß die Revolutionäre mit «heiserer Stimme» (Bert Brecht) schreien und anderswo ihre Geschichte mit Blut und Tränen schreiben, sollte der reaktionären Christenheit wahrlich kein Anlaß sein, auf die von ihr Verfolgten mit sauberen Fingern zu zeigen; wo unsere Reue fehlt, haben wir das Recht verwirkt, den anderen Buße abzufordern. Die Welt erntet, was wir ausgesät oder in der Hand zurückbehalten haben. Wer unglaublich ist, kann keinen Glauben wecken. Wir sollten das bekennen, das heißt bekanntmachen, und wenn wir kirchlich daran gehindert werden, müssen wir es auf dem politischen Markt ausrufen.

Jedenfalls ist «Religiöser Sozialismus» keine Instanz, die Gute und Böse, Fromme und Atheisten voneinander scheidet; er kann weder heiligen noch verdammen, so wahr die Frohe Nachricht vom Menschen Jesus Christus unsere Misere übertönt und ihnen zugekommen ist. Wir sind ständige Ausrufer und Wiederbringer einer bereits eröffneten

Heilszeit, die die Zerstrittenen und Zerstreuten einander näher bringt. Darum wollen wir nicht dulden, daß es so bleibe: die einen mit der ganzen Wahrheit und mit der halben Wirklichkeit, die anderen mit der ganzen Wirklichkeit und der halben Wahrheit (Hans Ehrenberg). Die Botschaft, die Feinde in Freunde verwandelt und Gewalt durch Geist und Güte überwindet, ist ein Dauerauftrag und ein unaufgebbares Experiment, das von Gott garantiert ist. Darum waren und sind sie alle bemüht: Kagawa, M.L. King, Don Camara, Ernesto Cardenal und auch Mahatma Gandhi — und wer sonst in aller Welt! Unsere «religiös-sozialen» Väter haben es nicht anders gemeint; bei Karl Barth (E. Busch: «Karl Barths Lebenslauf», Zürich 1977, S. 92): «Der Sozialismus ist eine sehr wichtige und notwendige Anwendung des Evangeliums,» und er fügt hinzu: wo mit Gottes Sache ernst gemacht würde, gäbe es auch eine Erlösung von sozialer Not.

So sei «Religiöser Sozialismus» bei uns ein Kürzel für die vorbehaltlose Solidarisierung Gottes mit dem Menschen; im Weihnachtstext (Lk. 2) hallte das «Ehre sei Gott» als «Friede auf Erden» wieder. Zu Erfüllern der guten Verheißungen berufen, sind wir autorisiert, mit dem «Glücklich seid ihr!» auf die Parteistraße zu gehen und Absolution zu erteilen, wer immer es hören mag. «Offenbarung» geschieht in der Entdeckung, Befreiung des Menschen; sie ist eine uneingeschränkte Liebeserklärung an die am Notstand leidende Erde, über der immer noch der Schöpfergeist schwebt. Was auch an Schwäche und Schuld erduldet und geduldet werden mag — es wird durch alles Geschehen dem Reich Bahn gebrochen, damit unsere Herrschaften verschwinden. Der da des Weges kommt, wird an den beschämten Reichen und an den frohgemachten Armen zu beiden Seiten nicht vorbeigehen.

Die alten Russen haben es immer gewußt: «Es ist keiner gerettet, wenn nicht das ganze Dorf gerettet wird!»
Joh. Harder

Redaktionelle Bemerkungen müssen an dieser Stelle untergebracht werden. Wir freuen uns, den Beitrag unseres deutschen Freundes zur Geschichte der Sache und ihrer Probleme in Deutschland bringen zu können. Dem schließt sich der grundsätzliche Beitrag von Willy Spieler an. Paul Furrer erinnert an die Mühsal und Verheißung des Wahrheitskampfes. Auf Martin Buber trifft Blumhardts Bezeichnung «Bahnbrecher» zu. Unser Beitrag möge die Leser zur weiteren Begegnung mit ihm anregen.
